Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 28 (1963-1964)
Heft: 1-2

Artikel: Carl Spitteler und Waldenburg
Autor: Weber, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859378

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Carl Spitteler und Waldenburg[1]

Von *Heinrich Weber*

Wirkungen eines Besuches

Wenn Carl Spitteler in «Meine frühesten Erlebnisse» seinem eigentlich nur kurzen Besuch in Waldenburg bei der Grosstante Tschopp sieben Kapitel widmete, so muss diese im Städtchen verbrachte Zeit eine besondere Wirkung auf den noch nicht dreijährigen Knaben ausgeübt haben. Der Dichter sagt ja selbst: «Ich bin nachmals noch oft in meinem Leben glücklich gewesen, anhaltend glücklich sogar; ob ich jedoch jemals wieder so durch und durch bis in die kleine Zehe wunschlos selig gewesen bin wie damals in Waldenburg, das frage ich mich.» Einige Zeilen weiter erklärt er: «Wie innig die Seligkeit war, lässt sich daraus erraten, dass noch ein halbes Jahrhundert später mein Dankgefühl eines meiner Bücher (den Gustav) in Waldenburg spielen liess. So nachhaltig leuchtete in meinem Herzen das Glück, das ich als kaum zweiundhalbjähriges Büblein dort genossen.»

Früheste Erlebnisse in Waldenburg

Grosstantes Haus

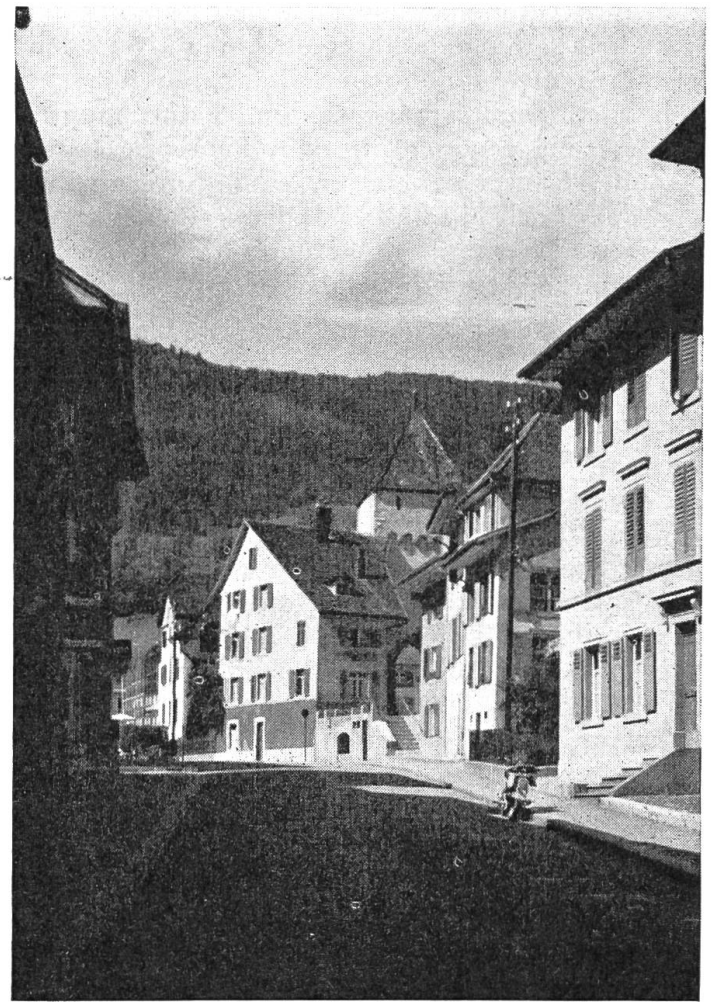
Wieso aber kam Carl Spitteler nach Waldenburg? Seine Grosstante Tschopp hatte im Städtlein ein Haus mit einem kleinen Laden und wohnte mit ihren beiden Töchtern, dem 20jährigen Salomeli und dem schulpflichtigen Marieli darin. Salomeli war oft in Liestal bei Spittelers auf Besuch gewesen und nahm einmal den kleinen Carl nach Waldenburg mit. Da genoss dieser in der Folge seine «Waldenburgerseligkeit», die Herrlichkeiten, die das Haus und seine nähere und fernere Umgebung mit ihren Bewohnern boten. Da war zuerst das *Lädelein*, das man durch eine Türe betrat, über welcher ein Glöcklein «hökkelte», das beim Oeffnen und Schliessen der Tür klingelte und den kleinen Spitteler veranlasste, «ewig» aus- und einzugehen, um das Glöcklein spielen zu hören. Grosstante Tschopp hatte ihm zum Willkomm aus einer Schublade Rosinen gegeben, was er als Beweis ihrer Güte ansah, da alle lieben Verwandten in Basel, Liestal und Langenbruck über Rosinen in einer Schublade verfügten.

Aber noch Schöneres gab es in Salomelis Schlafzimmer zu sehen, das *Wunderwerk unter der Glasglocke*. Es stellte einen blauen See mit einem Schwan darauf und dahinter eine mit Moos, Gebüsch und Bäumen bewachsene Felswand dar. Bei den Bäumen stand eine Kapelle, und aus ihr trat ein Kapuziner, um eine steile Treppe nach dem See hinunterzusteigen. Als aber der Knabe vernahm, Salomeli habe das Wunderwerk mit eigenen Händen geschaffen, da «überschlug sich sein andächtiges Staunen in heiligen bewundernden Unglauben».

Das glückspendende Höflein

Die Grosstante Tschopp wohnte in dem Haus neben der ehemaligen Georgenkapelle, das heute dem Staat und zum Gerichtsgebäude gehört. Hinter diesem Hause, das eigentlich schon lange eine Erinnerungstafel verdient hätte, befand sich ein einsames, stilles Höflein. Da war von der Aussenwelt nichts zu hören und nichts als Bretterwände, Treppen, Türen, von Jungfernreben übersponnene Lauben und darüber ein Ausschnitt Himmel zu sehen. Diesem Höflein, dem Urbild all der vielen Höflein, die Spitteler in seinen Schriften, und vor allem im Gustav schilderte, verdankte er in erster Linie seine unvergess-

liche Waldenburgerseligkeit. Es würde täglich, ja stündlich sein geliebter Aufenthaltsort. Mit einem kleinen stumpfen Beil und ein paar Nägeln liess man den Knaben allein, der nach Belieben Nägel einschlagen und das Holz bearbeiten durfte. Er kostete da zum erstenmal «statt des bisherigen Spielglückes das Handwerkerglück», indem er auf das geleistete Werk zurückblicken und es fortsetzen konnte. Daher nennt er das Höflein das glückspendende.



Hauptstrasse in Waldenburg. Blick gegen das Tor. Zum Haus rechts vorne, heute ein Teil des Gerichtsgebäudes, gehörte das «glückspendende Höflein».

«Wenn sich die Zahl der Worte nach der Bedeutung des Gegenstandes zu richten hätte», so meint Spitteler, hätte er dem Höflein viele Seiten widmen müssen. Da sich aber das Glück nicht erzählen lasse, weil es zu dessen Wesen gehöre, dass nichts geschieht, so nahm er nach zwei Seiten des Lobes von seinem lieben Höflein Abschied. Seit den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als der kleine Spitteler dort weilte, hat natürlich das Haus mit dem Höflein verschiedene Wandlungen durchgemacht. Doch freute sich der Dichter, als er während des Ersten Weltkrieges beide besuchte, das Höflein und die Treppe, in die er Nägel geschlagen hatte, noch vorzufinden. Er legte der damaligen Besitzerin, Frau Berger-Meier, ans Herz, zu allem Sorge zu tragen. Auch mich, den Schreibenden, verbinden schöne Erinnerungen mit dem Ort,

hatte ich doch das Glück, mit dem Sohne Ernst der Frau Berger befreundet zu sein, und durfte in dem erinnerungsreichen Haus und dem Höflein mit den Holzlauben und Jungfernreben manch traute Stunde verbringen, so dass auch für mich, wenn auch in anderem Sinne als für den Dichter, das Höflein glückspendend war.

Leider musste ich vor etwa 30 Jahren, als die Liegenschaft in den Besitz des Staates übergegangen war, von dem Höflein Abschied nehmen. Als ich einmal den Adelberg hinaufging, wurde gerade die Treppe, in welche Spitteler Nägel geschlagen hatte, mit anderem Holz auf einen Haufen geworfen. Das glückspendende Höflein war ein öder Trümmerplatz geworden und ist heute mit einem benachbarten Höflein vereinigt, damit die Räume des Vorderhauses mehr Licht empfangen. Carl Spitteler hätte an den Leuten, die seinen Lieblingsaufenthaltsort so pietätlos in einen öden, modernen Raum mit viel Beton statt Holz und Jungerfernreben verwandeln liessen, keine Freude gehabt.

Das Münsterli und sein Wasserfall

Neben dem glückspendenden Höflein war das Münsterli, die kleine Schlucht hinter den heutigen Uhrenfabrikgebäuden südlich des Obern Tores, ein beliebter Aufenthaltsort des kleinen Spitteler. Hier weilte er stundenlang in unbeschränkter Freiheit. Das Salomeli sass abseits und war mit einer Arbeit beschäftigt. Das Münsterli sah damals in Spittelers Erinnerung so aus: «Links und rechts steile Waldhänge, hinten eine gewaltige, jähe, glatte Steinwand, wie eine Mauer emporsteigend, von der Steinwand herunter plätschert ein bescheidener, frommer Wasserfall schnurgerade in ein seichtes natürliches Wasserbecken, und hoch oben über dem Wasserfall wächst ein von jenseits, aus unsichtbaren Lichtquellen durchleuchteter Wald. Das flache Erdgeschoss diesseits des Wasserfalles, also der Saal vor dem Wasserbecken, eben wie ein Zimmerboden, war damals mit sonderbaren, handtellerförmigen Blattpflanzen wie mit einem Teppich bekleidet, mit hohen Bäumen spärlich bestanden, deren Kronen, obschon nicht üppig, genügten, um ein gemeinsames Dach zu bilden, von Abflussbächlein und Weglein durchkreuzt.»

Hier durfte der Knabe Entdeckungsreisen unternehmen, und dazu sang der Wasserfall sein ruhiges leises Lied. «Hier wurde mir wunschlos wohl, hier hätte ich ewig bleiben mögen; diese Stelle erwählte mein Herz zu seiner landschaftlichen Heimat. Kein anderer Fleck Erde hat mir jemals wieder eine solch innige Zustimmung abgewonnen wie das Münsterli unter der Obhut des Salomeli.» So äussert sich der Dichter noch nach Jahren. Auf dem *Heimweg* führte Salomeli den Knaben auf einem Umweg an Löwenwirt Jörins Gärtlein vorbei, in der Gegend des heutigen Reservoirs beim Eden. Der Uebergang vom Dunkel der Schlucht in das sonnige Grün der Wiesen entzückte und überraschte das Kind; aber es war noch nicht alles; denn von der Guggerhöhe aus war das damalige Waldenburg unsichtbar, stundenweit schien man von diesem Ort entfernt zu sein, und doch genügte eine Kleinigkeit, so war man daheim. «Wer ausser Waldenburg beschert einem solch eine vergnügliche Ueberraschung?» fragt der Dichter.

Das Münsterli kommt auch im «Gustav» vor, heisst aber dort das «*Fensterli*», und beim dortigen Wasserfall standen zwei Liebende, Gustav und Ida, oft stundenlang und vergassen die Umwelt, wie wir noch sehen werden.

Ein ergötzliches Städtchen

Waldenburg selbst barg noch andere Schönheiten als das Höflein und das Münsterli. Salomeli führte den kleinen Gast einmal durch das Höflein in eine

Nebengasse «vollster Misthaufen, Hühner und alter Weiblein, die einen wie alte Bekannte grüssten». So sah es der Dichter in der Erinnerung. Heute sind Misthaufen und Hühner verschwunden, und die Gasse heisst offiziell *Adelberg*, im Volksmund aber «*Nodlebärg*». Bald gelangten die beiden vor ein *Tor*, das sich von den beiden Toren, die der Knabe schon gesehen hatte, dem Liestaler Obern Tor und dem St. Albantor in Basel, vorteilhaft unterschied; denn es sperrte die Hauptstrasse nicht, sondern stand abseits, «müssig, die Hände in den Hosentaschen», und schaute dem Verkehr auf der tiefer liegenden neuen Strasse zu. Mit ihm schloss der Knabe sofort Freundschaft. Diesseits des Tores bog Salomeli nach links ab, stieg mit dem Kleinen eine Treppe hinunter und stand unversehens wieder daheim vor der Haustür. Die ganze Reise hatte sozusagen nur um ein Haus herum geführt, und doch sah der Knabe nachts im Traum alles noch einmal: das *ergötzliche Städtchen* mit dem Tor über der Strasse, und wo man hinten zum Hause hinausgeht, weiter wandert und im nächsten Augenblick wieder vorn vor der Haustür steht. So klein war das Städtlein, dass sich das untere und das obere Ende fast «mit den Ellenbogen berührten». Es schien seinem kleinen Körper extra angemessen zu sein und war eine Wohltat nach dem «unabsehbar grossen Liestal» oder dem endlosen Basel. Zudem kannten einen alle Leute und grüssten freundlich, kurz und gut, es war ein ergötzliches Städtchen.

Weitere Herrlichkeiten

Damals schwammen in der Frenke bei der Kirche noch Enten mit prachtvollen in allen Farben glänzenden Hälsen. Wanderte man aber weiter bachaufwärts, so kam man an Hinterhäusern, Höfchen, Gärtchen und Hühnerställen vorbei, wo es einem Kind «entdeckungswohl», Erwachsenen aber weniger behaglich wurde. Da wohnte auch der Junggeselle Meyer, bei dem der kleine Spitteler gar wunderbare Dinge entdeckte: Kaninchen mit blauen Hälsen und roten Schwänzen und Ohren, Hühner mit weissen und grünen Beinen und schliesslich sogar bunte Schweinchen. In einem Gemach schwammen goldene Fische, und das war alles so schön, dass sich der Knabe bei Herrn Meyer im Himmel wähnte. Später erfuhr er, dieser Sonderling habe wirklich seine Kaninchen und Hühner mit verschiedenen Farben bemalt.

Farben spielten in Spittelers Waldenburgererinnerungen, wie überhaupt in seinen Jugenderinnerungen, eine grosse Rolle. Man sieht dabei, dass ihn in seinen jungen Jahren schon die Malerei gelockt hat. Farbig war ein Gartenhaus, das der Familie Thommen im Laden neben dem Löwen, den Eltern von Gedeon Thommen, gehörte und bei der Papiermühle stand. Wenn sich Spitteler später auch nicht mehr an jede *einzelne* Farbe erinnerte, so blieb ihm doch der Gesamteindruck von einem farbenfrohen, glänzenden und schmucken Häuschen.

Die Statthalterei

In ein grosses Haus, die Statthalterei unterhalb des Städtleins, führte Salomeli den kleinen Spitteler während seines Besuches. Dort hatte die Familie Tschopp gewohnt, als der Vater noch gelebt und als Statthalter geamtet hatte. Zu jener Zeit hatte auch Spittelers Mutter in ihren Schulferien in dem Hause auf Besuch geweilt. Salomeli führte den kleinen Gast vom Städtlein her durch eine Art Park mit einer Allee zu dem Hause, das nach Spittelers Urteil das einzige einigermassen herrschaftliche Haus im damaligen Waldenburg war. «Auch der Baumgang war nicht so stolz und gross wie der Baumgang meiner Patin,

der Frau Rosenmund in Liestal, den ich bewunderte, immerhin ein Baumgang, der nicht bäurisch, sondern herrschaftlich aussah», fand der Dichter.

Die geräuschfrohe Base

Im allgemeinen war Spitteler froh, dass ihn Salomeli nicht wie die Tante Gotte in Basel in die Weite schleppte, sondern sich mit der Nähe begnügte oder ihn ruhig mit dem Beil im Höflein liess.

Einmal nahm ihn Salomeli zu einem Besuch ganz in der Nähe mit. Bald hörte er ein Gepolter, das sich mit jedem Schritt verstärkte und dem Kleinen Angst und Schrecken einjagte. Aber Salomeli beruhigte ihn, man komme jetzt zu einer lieben Base, die nicht vor Zorn so lärme, und so wagte er endlich, in die Stube einzutreten, wo ein grosses Ungeheuer tobte, wo Spulen und Fäden tanzten und ein Etwas hin und her schoss und der Fussboden zitterte. Doch plötzlich trat Ruhe ein. Eine freundliche Frau begrüsste den Besuch und erklärte, *sie* könne so fürchterlich lärmen, aber auch schweigen, so oft sie wolle. Sie bewies es durch einige Proben, die dem Knaben so gut gefielen, dass er nicht genug bekommen konnte. Er hatte zum erstenmal eine Posamenterin gesehen, und auch das gehörte zu den Waldenburgerseligkeiten. Noch oft dachte er an das fremde Weiblein im Städtlein, das ihm erlaubte, so oft er wolle, wiederzukommen.

Wiedersehen mit Salomeli und der Heimat

Ein zweites Mal kam Spitteler zu seinem Salomeli nach Waldenburg, als der Vater 1849 als «eidgenössischer Kassier» nach Bern übersiedeln musste. Damals nahm ihn dieser bis nach Waldenburg mit, während die Mutter mit Hausrat ein paar Tage später nachfolgen sollte. Was der kleine Spitteler in dieser kurzen Zeit erlebte, ist seinem Gedächtnis entfallen, doch fühlte er sich sofort wieder glücklich, und als es nach Bern weiterzureisen galt, war er nur zum Einsteigen zu bewegen, als Salomeli bis nach Langenbruck mitzufahren versprach.

In Bern waren für den Schüler Spitteler Ferienreisen nach Liestal die glücklichsten Ereignisse; denn er sehnte sich nach seinem Geburtsort und fand, die Strasse, die dorthin führte, sei eine heilige. In Langenbruck, wo die Urgrossmutter gewohnt hatte, war er der Heimat schon nahe; aber Jöris Gärtlein und die Waldenburger Schlossruine wiederzusehen, bedeutete schon halb Liestal, und als er endlich dessen Kirchturm sah, kannte seine Freude keine Grenzen.

Mit seinen Jugenderinnerungen an Waldenburg hat Spitteler diesem Städtlein und auch einigen Menschen, die es vor mehr als 100 Jahren bewohnten, aus Dankbarkeit ein Denkmal gesetzt. Manches hätte er 100 Jahre später anders getroffen, wäre er dann als kleiner Knabe auf Besuch gekommen.

Gustav

Eine andere Gabe, die Spitteler Waldenburg schenkte, und die, wie er selber sagt, seinem Dankgefühl für den Aufenthalt im Städtlein entsprang, ist die köstliche Novelle *Gustav*, ein Idyll, wie er sie nennt.

Heimliger Leute

Diese idyllische Geschichte trägt sich in *Heimligen* zu, das nichts anderes als Waldenburg ist, und zwar spielen darin eine Spengler- und eine Pfarrerfamilie die Hauptrollen. Spenglers haben einen Sohn Gustav, der Medizin studiert hat, aber leider im Examen durchgefallen ist, und Pfarrers nennen aus-

ser einem Sohn Philipp, der dasselbe Studium gewählt hat, noch sieben heiratsfähige Töchter ihr eigen. Gustav hatte sein Studium nicht eben eifrig betrieben, sondern sich viel im Freien aufgehalten, was vom medizinischen Standpunkt aus im Interesse der Gesundheit gewiss gut, seinem Studium aber nicht förderlich war. Daneben beschäftigte er sich eifrig mit Zeichnen und mit Musik. In diesem «verunglückten» Studenten sieht Spitteler bis zu einem gewissen Grad sich selbst. Auch er war zuerst unentschlossen gewesen, hatte zwischen Theologie, Zeichnen, Malen und Musik geschwankt, und schliesslich blieb er auch nicht Theologe, ondern wurde Dichter, und als solcher hatte er lange um Anerkennung zu kämpfen. In den *Mädchenfeinden*, einer weitern Novelle Spittelers, zeichnet er den «Narrenstudenten», eine verwandte Gestalt, den unverstandenen Idealisten. Beide, der Narrenstudent und Gustav, sind dem Spott der Mitmenschen ausgeliefert. Sobald nämlich die Heimliger von Gustavs Misserfolg erfahren haben, behaupten einige kühn, der Spenglersohn sei immer ein überspannter Bursche gewesen, und es sei vorauszusehen, dass er schliesslich ein Dichter oder sonst etwas Geschupftes werde. Andere wollen ihm aus Mitleid die Stelle des alten und halbinvaliden Briefträgers verschaffen. Der Sittenrichter von Heimligen stellt ihn im Ochsen öffentlich bloss, und nur der Sternenwirt tritt als einziger für ihn ein und spricht ihm Mut zu. Gustavs Eltern leiden unter dem Missgeschick des Sohnes, so dass diesem der Aufenthalt im Spenglerhaus, wo jede Bewegung und jeder Seufzer zu einer Vorwurf und einer Gemütsfolter wird, verleidet, und er eines Tages in den nahen Wald flüchtet. Dort erlebt er, in der bergigen Umgebung des Städtleins umherstreifend, eine Zeit «gottseliger Faulheit» und gedeiht dabei vortrefflich. Doch bereitet der Pfarrer diesem Zustand vollkommener Freiheit ein Ende. Er hat seinerzeit Gustav zum Studium veranlasst und fühlt sich verpflichtet, ihm weiterzuhelfen.

Im Pfarrhaus

Gustav soll Gelegenheit geboten werden, seine Musikbegabung zu beweisen, indem er den Pfarrerstöchtern Klavierunterricht erteilt. So hält er im Pfarrhaus im besten Kleid und in einem neuen Strohhut Einzug. Dieser Hut ist mit Zeitungspapier ausgefüttert, damit er auf Gustavs Kopf passt. Doch im Pfarrhaus zieht der Musikus den Hut, ohne zu ahnen, dass das Papier an seinem Haupte klebt, und die Töchter verschwinden nach kurzem Gruss belustigt; denn auf dem Zeitungspapier lesen sie: «Ein junger Mann sucht auf diesem Weg eine Lebensgefährtin.» Die dritte Tochter Mina verliebt sich von «Stund an» in Gustav, der nun täglich im Pfarrhaus erscheint und mit gutem Erfolg unterrichtet. Mina hat eine Pensionsfreundin in Neuenburg, die eines Tages im Pfarrhaus zum Besuch erwartet wird. Gustav aber beschliesst, zu dieser Zeit daheim zu bleiben und dem Vater beim Löten zu helfen.

Im Höflein

Diese Arbeit wird in einem der vielen komplizierten Höflein ausgeführt, wie sie nur in Heimligen zu finden sind. Nun entwirft Spitteler wie in «Meine frühesten Erlebnisse» eine ausführliche Beschreibung eines solchen Höfleins mit Licht- und Schattenfiguren, mit flimmerndem Strahlengeriesel, goldenen Flecken und sich drehenden blassen Scheiben. Um aber die Sonne selber zu erblicken, welche dieses Schauspiel hervorruft, muss man sich ordentlich den Kopf verdrehen, laufen doch jähe Winkeltreppen und Lauben, drei Stockwerke übereinander, den engen Wänden nach, und überall ranken Jungfernreben. Hier fühlt sich Gustav wohl, und hier suchen ihn die schönsten Harmo-

nien heim, wenn er dem Vater beim Löten hilft. Einmal tauchen sogar vier Pfarrerstöchter mit der Pensionsfreundin auf, welcher sie die Herrlichkeiten des Höfleins zeigen wollen. Bald streift Gustav mit den Töchtern und ihrer Freundin Ida aus Neuenburg in der Umgebung umher, bald aber auch mit dieser allein und zeigt ihr das «Fensterli», wie Spitteler das Münsterli nennt.

Der Münsterli-Wasserfall, nach einer alten Ansichtskarte

Im Münsterli

Wie Ida zum erstenmal den Uebergang von aller Welt in die Waldeinsamkeit erlebt, da rollen ihr vor Freuden die Tränen aus den Augen. Die Leute in Heimligen nehmen keinen Anstoss daran, dass Gustav mit den Pfarrerstöchtern und ihrer Freundin herumzieht, gehen sie doch gewöhnlich nicht weit, sondern bleiben Heimligen so nahe, dass noch ein Laut zu ihnen dringt oder sie ein Rauchwölklein über den Dächern schweben sehen. Die Heimliger stossen sich auch nicht daran, dass Gustav oft stundenlang mit Ida im Münsterli verweilt, und wenn der Wasserfall nach langem Regenwetter tost und sich die beiden vor den Wassermassen gegenseitig stützen müssen, begreifen sie zwar nicht, was für ein Vergnügen solches bedeute, geben sich aber mit dem Gedanken zufrieden, die Hauptsache sei schliesslich, dass es die beiden jungen Leute begreifen.

Ende gut

Am Ende kommt alles gut heraus; Gustav, der bis jetzt so schweigsam war, dass er sogar im *einsilbigen* Heimligen auffiel, wird im Verkehr mit den Töch-

tern gesprächig, und zudem erwacht in ihm die Lust zu komponieren. So überrascht er einmal die Mädchen mit einem Notenblatt in der Hand und veranlasst sie, was er komponiert hat, im Walde auf dem Felsen vorzusingen. Die musikalischen Töchter singen frisch vom Blatt, und was sie singen, ist ein *Gloria* für Frauenchor, ein Gesang, der die Aufmerksamkeit des ganzen Städtchens erregt. Die Heimliger finden nun, Gustav, der so wunderbar komponieren könne, sei für Höheres bestimmt, und bearbeiten ein Mitglied der medizinischen Prüfungskommission, der eine Frau aus Heimligen geheiratet hat, er möge sich für den hoffnungsvollen Burschen einsetzen. Ein Musiksachverständiger in Wien findet dann wirklich Gustavs Werk gut und erwartet, dass er sobald als möglich zur Weiterbildung bei ihm in Wien eintreffe.

Vorher aber gibt es noch eine *Verlobung* zwischen Gustav und Ida nach einer ganz besonderen Liebeserklärung am Berghang über der *Mühle*, wobei das arme Mineli, das sich doch zuerst in Gustav verliebt hat, nur zuschauen darf und deshalb aus Schmerz und Weh in grosser Hast den Berg hinunter und ins Pfarrhaus stürzt. Dort findet dann in aller Form die Verlobung statt. Bald darauf verreist Gustav, und eine ganze Schar Heimliger, darunter auch Mineli und Ida, winken ihm zum Abschied mit Händen und Tüchern zu, als er zum Tor hinausfährt.

Des Dichters Dank

Wir haben in der Einleitung von Spitteler selbst gehört, dass er mit den sieben Kapiteln, die in seinen «frühesten Erlebnissen» vom Aufenthalt in Waldenburg handeln, und mit der Novelle «Gustav», die er mehrere Jahre nach dem Waldenburgeraufenthalt schrieb, für das Glücksgefühl habe danken wollen, das er einst bei seinem Besuch in Waldenburg empfunden hatte.

Es fragen sich nun viele Leute, wie ein Knabe von noch nicht drei Jahren so tiefe Eindrücke empfangen konnte, dass er sie als Erwachsener in Spittelers Art wiederzugeben imstande war. Dazu ist zu bemerken, dass eben Spitteler Dichter war, und in «Meine frühesten Erlebnisse» erzählt er, wie ein kurzes Reislein vom Acker seines Grossvaters zum Langen Hag auf den Armen eines lieben Menschen ihm mehr galt als alle späteren Reisen seines Lebens. So wundert man sich vielleicht nicht mehr, dass auch die Erlebnisse in Waldenburg einen tiefen Eindruck machten.

Carl Spitteler schrieb seine frühesten Erlebnisse nach dem 1913 erfolgten Tode seiner Mutter. Dieses schmerzliche Erlebnis veranlasste ihn, sich mit seinen ersten Lebensjahren zu befassen, «im Andenken an meine liebe Mama», wie er selber sagte, welche seinem Herzen in jenen ersten Lebensjahren besonders nahe gewesen war.

In seinen Erinnerungen spielte neben Liestal, dem Geburtsort Spittelers, auch Waldenburg eine Rolle. Auf verschiedenen Reisen war der Knabe mit seiner Mutter durch das Städtlein gefahren, hatte bei Verwandten einen kurzen Halt gemacht; aber einmal blieb er längere Zeit bei seiner Grosstante Tschopp, und diesem Aufenthalt verdanken wir die Schilderung seiner Waldenburgerseligkeiten, aber auch die Geschichte von Gustav, die am gleichen Orte spielt. In beiden entwirft Spitteler ein Bild vom Städtlein und seinen Leuten in jener alten Zeit, dass jedem Leser das Herz aufgeht, dass der Einheimische sich heimisch fühlen und der Fremde die Lust verspüren muss, das ergötzliche Städtchen, heisse es nun Waldenburg oder Heimligen, und alle liebevoll gezeichneten Oertlichkeiten einmal zu besichtigen. Die damaligen Menschen sind ja nicht mehr da, auch das Münsterli und das glückspendende Höflein erscheinen heute dem Besucher nicht mehr in der von Spitteler geschilderten Form, nicht mehr

wie dem kleinen Knaben oder dem verliebten Gustav und seiner Ida. Eine geräuschfrohe Base hinter dem Posamenterstuhl findet er nicht mehr, und die modernen Heimliger sind nicht mehr so einsilbig wie zu Gustavs Zeiten.

Aber das Tor steht noch abseits der belebten Hauptstrasse, und die Wälder, in welchen sich Gustav mit den Pfarrerstöchtern und mit Ida erging, wo diese das von ihm komponierte «Gloria» sangen, auf dem Felsvorsprung über dem Steinbruch, oder wo Gustav seiner Ida die Liebe gestand, am Berghang über der Mühle, sie laden immer noch zum Umherstreifen ein.

Freunden, die etwa Spitteler in Luzern besuchten, zeigte er noch in späten Jahren gern Bilder, Zeichnungen usw. aus der Jugendzeit, so auch von Ida, der Mädchengestalt aus dem «Gustav», die anscheinend doch wirklich und nicht nur in des Dichters Phantasie gelebt hat. Dazu kamen «altmodisch bescheidene Ansichtskarten aus Liestal und seinem geliebten Waldenburg», wie eine Besucherin erzählt, welcher er eine Karte mit dem Wasserfall im Münsterli schenkte und gerührt beifügte: «Küssen Sie dies, mein Kind!» [2]

Aus dem allem ersehen wir jedenfalls, dass Waldenburg dem Dichter viel bedeutete, und dafür schulden ihm die heutigen Waldenburger Dank, wie er ihn den einstigen zu schulden glaubte.

Anmerkungen

[1] Carl Spitteler, «Meine frühesten Erlebnisse», erschienen u. a. 1920 bei Eugen Diederich, Jena, Gustav, ein Idyll von Carl Spitteler, erschien bei Gute Schriften, Zürich, Heft 172, oder im Verlag Grethlein & Co. AG, Zürich, beide separat.

[2] Was hier erwähnt ist, findet sich in «Carl Spitteler, Zum 100. Geburtstag. Wegweiser zu seinen Gesammelten Werken», S. 84/85: Erinnerungen an Carl Spitteler von Johanna Mockrauer-Bähr.

Blick vom Belche

Von C. A. Müller

Lueg i vom Belche wyt aben is Land,
Gsehn i vil Täler und Bärge.
D Dörfli und d Hüüser, verstreut umenand,
Schyne dergege nur Zwärge.

D Wälder mit tausig Arte vo Grüen
Wänn eim hüt bsunders erfreue.
D Bäum uf de Matte — si lüüchten und blüen.
Schöner chönnts nümm sy im Maie!

Wyt goht der Blick; doch gärn chunnt er zrugg,
Nit wil d Schneebärge im Schleier —
Nei, wil im Stille d Händ i Der druck,
Gspür, wien i immer Dir treuer . . .

Lueg i vom Belche wyt aben is Tal,
Gsehn i wyt d Färni verblaue.
Möcht i doch immer und überal
Nur uf Dy Liebi vertraue.

Immer blybt mer bim Luege der Blick
Stille stoh neume im Grüene.
Ei Huus . . . weisch weles? — Das zeigt mer my Glück.
Dört wohnts im Land und suscht niene . . .